



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schultz, Julius: Geistige Typen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

manchmal sein Wesen treiben wird. In diesem Geiste wird sich aber die erhoffte Erneuerung Deutschlands nicht vollziehen können. Die Deutsche Volkspartei sollte christlich-soziale Gedanken in ihr Programm aufnehmen. Ein Aufsatz der „Deutschen Stimmen“ (1919 Nr. 12) aus den Kreisen badischer Parteifreunde, der ein Weltanschauungs- und Grundsatiprogramm für die Volkspartei verlangt, weist der Partei die Vertretung der liberalen Prinzipien zu, trennt aber von diesen ausdrücklich die christlichen ab. Ich würde vielmehr der Meinung sein, daß das Programm die liberalen mit den christlich-sozialen Grundsätzen verbinden müßte. Liberalismus und Christentum teilen gegenüber der Lehre von der Omnipotenz des objektiven Geistes, wie sie der extreme Nationalismus und Sozialismus gemein haben, die Überzeugung, daß die Persönlichkeit und die Menschenseele mehr wert sind als alle Kollektiva des sozialen Lebens. Der Liberalismus sollte sich nur vom christlichen Geiste seine kapitalistische Selbstsucht und seine individualistische Kälte kurieren lassen.



Geistige Typen

Von Dr. Julius Schulz



In seinem reichen und feinen Buche „Persönlichkeit und Weltanschauung“¹⁾ stellt Richard Müller-Freienfels zwei Gemälde nebeneinander: Millais Sämann und dessen Nachbildung von Van Gogh: eine Nachbildung bis in die letzte Einzelheit; und dennoch in jeder Linie verschieden vom Urbild! „Die stillen, unbewegten Farbflächen, durch die Millais den Acker wiedergibt, werden bei Van Gogh zu einer in flackernder Unruhe schräg hinlobernden Flucht. Der Himmel wird zum unruhigen Tanz von Strichen um das Haupt des schreitenden Mannes. Der Körnersack, bei Millais wenig gegliedert, löst sich in durcheinanderquirlende Linien. Alles bis zu den Umrissen des Hutes und der Kleidung wird Bewegung, Unruhe, Haß“. Das Auge dreht sich, die Nase verzieht sich, der Mund krampft sich, der Arm wirbelt, die Finger krallen sich, die Beine werden leicht.

Zwei Denker haben dieselbe Erscheinung vor sich: das Wunder des Lebendigen. Was erklärt das tiefste Rätsel der Körperwelt? Ein besonderer Bauplan im kleinsten, antwortet der eine; jedes winzigste Teilchen der organischen Substanz ist ein künstliches Maschinchen; aus dem naturgesetzlichen Zusammenspiel der vielen Dauerarchitekturen ergeben sich die Lebensphänomene als Zusammenfassungen unsagbar vieler mechanischer Elemente. — Nein!, so antwortet der andere. Vielmehr arbeitet eine eigenartige Macht auf einen formlosen Stoff los; nicht auf den Bau kommt es an: in der Aktivität steckt das Geheimnis! Nicht das Sein einer Gestalt, sondern das Wirken einer Kraft erzeugt die lebendigen Prozesse. Nicht Maschinentheorie, sondern Vitalismus!

Wer von beiden hat recht? Die Tatsachen lassen sich mit beiden Ansichten gleich wohl vereinigen. Die innerste Neigung hat entschieden. Der Vitalist ist wie sein malerischer Bruder Van Gogh „dynamisch“, der Mechanist „statisch“ beanlagt. „Es handelt sich bei diesem Gegensatz um den Grad der Bewegtheit des Erlebens. Manchen Menschen erscheinen alle Wahrnehmungen als ruhend, ihre Vorstellungen fügen sich zu festen Bildern, ihr Denken läßt sie die Welt als

¹⁾ Leipzig, Teubner 1919, XII. u. 274 S., geb. 6 M., geb. 7,50 M. nebst Teuerungszuschlag.

etwas Substantielles begreifen; das ist der Typus der Statiker. Ihm gegenüber finden wir Menschen, die jede Wahrnehmung als belebt, bewegt, handelnd erleben; selbst tatsächlich ruhende Gegenstände erscheinen ihnen in potentieller . . . Bewegung; ihre Fantasie und ihr Denken lassen ihnen die ganze Welt wie ein stürmisches Drama erscheinen. . . Ich bezeichne diesen Typus als Dynamiker.“ Ein Gegensatz, der die ganze Weltentwicklung illustriert! Denn das antike und mittelalterliche Ahnen und Sinnen war überwiegend statisch; im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert aber setzte die ungeheure dynamische Flut ein, die noch unser heutiges Wesen und Treiben mispült. Die Werkzeugkultur lebt statisch, die Maschinenkultur dynamisch: so darf man's ausdrücken. Der Kapitalismus begann; das Geld, vor der Zeit der Amsterdamer Bant ein in Trüben schlafender, in Bauschönheit und Genuß ungesetzter Hort, wird zum Mittel unbegrenzter Selbstvermehrung; es wird „angelegt“, es bekommt rassende Arme, es gewinnt verstandeswache Kräfte: aus der Wirtschaft statischer Zirkulation wird eine solche schrankenloser Steigerung; erst ein sozialistischer Zukunftsstaat könnte uns zu neuer Statik der Produktion und Verteilung führen. — Gleichzeitig aber gerät die Kunst und Poesie in den Wirbel vorher unerhörter Bewegung. Das flackernde Lichtgestimmer Rembrandts und Rubens blutpulsende Muskeln; wie ferne lag das sogar noch dem hellenistischen Altertum! Die barocke Architektur läßt Fassaden sich schwingen, biegt Siebel, rollt fließende Voluten, rüttelt die Pfeilerrahmen durch Liniendoppelung in Vibration! — Bei Shakespeare zum ersten Male bricht jener moderne Lebenssturm in die Poesie herein, der jeden Nerv der dramatischen Gestalten zittern macht und uns jedes Raunen in ihren Herzkammern hören läßt: gegenüber Hamlet und Kleopatra, Falstaff und Prinz Heinz erscheinen noch die wärmsten Menschen des Aeschylos und Euripides maskenhaft, starr, eben „statisch“ gesehen. — Abermals gleichzeitig beginnt die Erde sich zu bewegen; und die Mathematik führt den Begriff der Fluxion ins stille Reich der Linien und Zahlen ein; damit ermöglicht sie die moderne dynamische Physik. Und während die griechische Philosophie die „Ideen“ ewigen Seins zum Kanon der Wahrheit sich wählte, zielt die neue Wissenschaft nach den „Gesetzen“ des Geschehens. — Wie steht es nun? Sind die dynamischen Naturen immer die späten? Also daß Hellas, wenn es lange genug gelebt hätte, auch noch seiner statischen Art entwachsen wäre? Oder ist die Dynamik vielmehr Germanenart? Wer die wildverschlungene Ornamentik unsrer frühen Vorfahren mit den stillen Mäandern und Eierstäben der Griechen vergleicht, die zackentolle, himmelftürmende Gotik mit den heiteren Tempeln der Olympier: möchte eher für die zweite Annahme sich entscheiden.

* * *

Kurt Breyfig zeigt, daß seit dem Beginne germanischer Bautätigkeit die verhältnismäßige Höhe der Kirchenschiffe beständig zunahm, bis in der großen Gotik das Maximum erreicht wurde. So reißt der Deutsche auch seine Domtürme und Burgen in die Wolken. Das ist der Drang ins abgründige Blau, ins Grenzenlose. Er drückt sich mathematisch in der Infinitesimalrechnung der Germanen Newton und Leibniz aus, philosophisch in Leibniz' Monadentheorie; in seinen Phantasien von Weltunendlichkeiten noch im Atom. Derselbe Sturm braust im Faust und im Peer Gynt — nie hätte griechische oder romanische Phantasie solche Segler ins Unbegrenzte erfunden! Aber auch in den zahllosen Lichtübergängen der Niederländer und der modernen Impressionisten lebt dieser Zug, der uns deutsche Wanderer nach weiten Meeren, nach endlosen Heiden, nach öden Gletscherwüsten reißt. Sehnsucht, jeden Bezirk zu überspringen! — Auch im alten Orient häufte man enorme Massen und rechnete mit ungeheuerlichen Zeiträumen. Aber während der Nordländer als Dynamiker über alle Schranken drängt und von ewigem Fortschritt träumt, liebt der Mensch des Ostens die ewige Ruhe; seine Pyramiden und Kolossaltempel streben nicht in Lüste, sondern lagern sich breit und tot in statischer Starrheit. — Im Gegensatz nun zu jenem bewegten und diesem stummen Größenüberschwang umgirkten Hellenen und Romanen all

ihre Gestaltungen mit bewußten Griffen; den ins Grenzlose verdämmernden treten die formenden Naturen zur Seite, den rein malerischen die bildenden. Worauf beruht der Unterschied?

Man pflegt optische, akustische und motorische Menschen zu unterscheiden — nach der Rolle, die im Geistesleben die drei Sinnesgebiete spielen. Nun entspringt alle Auffassung von Räumlichkeit, Gestalt, Rhythmus der Motorik der Sinnes- und Stimmorgane; insofern hat Müller-Freienfels völlig recht, wenn er die Formseher im Gegensatz zu den „rein visuellen“ Farbgenießern als „visuell-motorisch“, die Rhythmenhörer im Gegensatz zu den „rein auditorischen“ Schwelgern in Klängen als „auditorisch-motorisch“ bezeichnet. Doch möchte ich seine Darstellung durch die Hypothese ergänzen, daß das Bewegungsleben des Rumpfes, der Gliedmaßen, zumal aber des Adersystems selbständige Wichtigkeit für die Konstitution der Seele hat und daß die ihm entstammenden Vorstellungen bei schwächerer optischer und akustischer Anlage das Gedächtnis beherrschen können. Diesen Typ würde ich als fünften, als „rein motorischen“ den vier Typen unsres Verfassers beordnen und nun annehmen: bei starkem Vortreten der Leibesmotorik im geistigen Getriebe entwickelt sich die dynamische, bei ihrem Zurücktreten die statische Art. (Vgl. die zweifelnden Bemerkungen bei Müller-Freienfels, S. 163 f.) Bei dem statischen Schwimmer im Unendlichen spielt also die Motorik überhaupt eine geringe Rolle (Ägypter und Indier); beim statischen Formmenschen überwiegt die Motorik der Sinnes- oder Stimmorgane die des übrigen Leibes an Wichtigkeit für den Gesamtintellekt (Griechen und Romanen; Cartesius und Kant; Platen und C. F. Meyer; Marées und Hildebrand); beim dynamischen Formmenschen ist jede Art von Motorik energisch entwickelt (Shakespeare, Rubens); beim formensprengenden Dynamiker ist die Bedeutsamkeit der Ader- und sonstigen Leibesinnervationen fürs seelische Geschehen größer als die der Bewegungen der Sinnes- und Stimmorgane; diese stehen gegenüber den Eindrücken auf Rezhaut und Cortiorgan im Schatten (der eigentlich germanische Typ).

* * *

Das Trachten über alle Grenzen hinaus, äußere sich's nun in dynamisch gefühlten Kathedralen oder in der statischen Wucht von Sphingen und Pyramiden, ist dem Sinn fürs Erhabene verwandt. Der eignet einem besonderen Typus: Müller-Freienfels charakterisiert ihn durch das Vorwalten leidender Stimmungen. Auch die Entstehung der Tragödie leitet er — im Gegensatz zu Nietzsche — aus finstern und gedrückten Seelenzuständen her. Wobei er freilich nicht leugnet, daß sich im tragischen Genuß wie im Erlebnis des Erhabenen der Geist gegen die Schwere seiner Bedrängnisse aufbäumt. Ist aber die Grundauffassung richtig?

Unser Leib mag die Probe machen. Zu einer Alpenwand emporblickend oder unter den Donnern des Rheinfalles zitternd: fühlen wir unsere Brust sich verengen, als laste ein Gewicht auf den Schulterbeinen? Oder weitet sie sich vielmehr wie in reinerer Luft? Sie weitet, sie hebt sich, die Adern klopfen stürmisch froh. Das macht, uns ist, als beginne unser eigenes schmales Ich jene Himmelhöhen zu überspannen, in dieser wilden Naturkraft mitzubrausen. So lernen wir in der Sophienkuppel schweben, in den Gewölben des Kölner Doms emporfliegen: alles Erhabene befehlt uns, indem es uns über die Kleinheit unsres Alltags und unsrer Körperlichkeit hinaushebt. Unser Irdisches verachten wir wohl angesichts des Großen, das vor uns hintritt; „wir“ aber sind dann eben schon nicht mehr unser Irdisches; „wir“ sind in der Phantasie dem Großen eingeschmolzen und im Gefühl der neuen Größe beklückt. Und dieser Triumph hochgemutester Einfühlung sollte einem depressiven Affekt entspringen? — Ganz ähnlich aber steht's mit dem Genuß des Tragischen, das dem Erhabenen verschwistert ist. Wir sehnen uns aus den Beschränkungen unserer Bürgerlichkeit hinweg — in ein Treiben, wo alle Leidenschaften sich austoben und alle unbändigen Knospen ihre unbändigsten Früchte bringen dürfen; anderseits fürchten die Meisten von uns sich freilich vor Folgen allzu gewagter Abenteuer (es gibt auch solche, die sich nicht

fürchten). Aber einen Tag lang freier König seines Tuns, Heros, Verbrecher, glorreicher Besiegter sein — eine Nacht lang Antonius oder Romeo — und dann käme der Morgen, und alles wäre wie sonst: reingebadet stände man wieder in seinem vertrauten, geliebten, vielgeschmähten Lebenswinkel und trüge nur die Erinnerung an das bunte Spiel mit sich herum: wer fände solche Aussicht nicht götterwürdig und köstlicher als alle Köstlichkeiten der hegenden Kultur? Gut: einen ahnungsvollen Abglanz solches Glücks schenkt uns die Bühne. Man mordet und läßt sich morden — „zum Spaß“, wie Hamlet sagt. Ein Rausch der Einfühlung in das größte und vollste Erleben, das ohne den Tod undenkbar bleibt. Als der athenische Spießbürger anfing, grauselnd Gelüste nach der schaurigen Gottähnlichkeit des Oedipus und dem Empörertroz des Prometheus zu spüren, wurde die Tragödie geboren. Ein Vokalgesang überschwellender Naturkraft wurde die, und wahrlich kein „Trauerspiel“. Ja! Wir Älteren sitzen als künstlich gestimmte Kritiker im Parkett; aber denken wir an unsere Frühjugend! Wie mächtig atmeten wir da, wie spannten sich unsere Sehnen, wie glühten unsere Wangen, wenn wir nach „Wallensteins Tod“ oder Lear's Sturmnächten heimwärts schritten, von unsren Süchten und Kulturplagen „gereinigt“! — Nein, es verhält sich eher so. Die Düsternisse des Lebens, die den Menschen des gedrückten Typs traurig stimmen, stimmen den des gehobenen Typs trotzig; und wenn er obendrein ästhetisch fühlt, „tragisch“; und die übergewaltigen Eindrücke der Natur und der Kunst, die den Zaghaften niederpressen, geben dem Hochfliegenden den Genuß des Erhabenen. Das schließt gar nicht aus, daß ein Pyramidenerbauer Erhabenes türmen konnte mit der Absicht, das Gewimmel der Verängsteten in den Staub zu drücken; aber denen waren dann die steinernen Berge nicht „erhaben“, sondern nur schreckhaft; „erhaben“ wirken sie auf uns. Und daß auch Verschüchterte sich der Kunstform der Tragödie bedienen, ist natürlich; aber dann kommen jene quälenden Werke peinlicher Zerrung und müder Resignation heraus, die eben den echten „tragischen“ Eindruck nicht hinterlassen. „Einsame Menschen“ oder „Monna Banna“!

* * *

Da hätten wir drei gegensätzliche Paare von Persönlichkeit-Typen: den gedrückten und den gehobenen, den auditiven und den optischen (und wiederum: den rein auditiven oder optischen und den sensomotorischen), endlich den statischen und den dynamischen (oder allgemein motorischen) Menschen. Müller-Freienfels gibt solcher Gegenätze noch mehr: da steht dem Aggressiven der Sympathisch-fühlende, dem Erotiker der Frigide, dem Objektiven der Subjektive, dem Speziell-denker der Typendenker gegenüber; als einen besonders wichtigen Kontrast möchte ich den des Schauenden und des Tätigen anreihen. Aber worauf läuft die ganze Typik hinaus?

Auf einen allen philosophischen Streit schlichtenden Relativismus. Den zu begründen, hat Müller-Freienfels sein geistvolles und geistaufregendes Buch geschrieben.

Jedermann weiß, daß über alle Probleme der Metaphysik, Ethik, Ästhetik ohne Entscheidung von Thales Zeit bis auf die unsre diskutiert worden ist. Wie stellen wir uns zu dieser seltsamen Tatsache! — Die einen erklären, ihre eigene Meinung sei dennoch die endgültig richtige; wer dagegen anzubellen wage, sei einfach auf veralteten Standpunkten zurückgeblieben und verstocke sich in längst-widerlegten Irrtümern. Sonderbar nur: nach einem Weilchen, sagen wir zehn Jahren oder so etwas, ist die „veraltete“ Meinung wieder modern und die „endgültig richtige“ gilt als „veraltet“. So hat der „Vitalismus“ in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geherrscht und ist jetzt wieder beliebt; die Mechanistik machte in der Zwischenzeit allein selig. Hegels Geschichtsauffassung und die naturwissenschaftliche lösten einander etwa in den gleichen Zeiträumen ab. In der Metaphysik folgten einander als Regenten: Kant, Fichte, Hegel, Schopenhauer; dann fing es in den sechziger oder siebziger Jahren wieder mit dem echten Kant an; bei Hegel stehen wir heute glücklich wieder; und ich zweifle nicht, daß wir bald einen neuen Sturz der neuen Hegelzeit erleben werden. In Poesie und

Kunst wechseln Perioden des Idealismus mit naturalistischen ab; ja, der rohe Expressionismus der Wilden kommt heute wieder zu Ehren. Und jede Richtung hält sich für die allein privilegierte. Also nun: woher nimmt noch ein Dogmatiker den Mut zu dem fröhlichen Glauben, er, gerade er habe den Stein der Weisen gefunden? — Somit ist überhaupt keine Weltanschauung berechtigt, schließt ein Skeptiker. Der belächelt alle Philosophie als leere Träumerei und wirft sich ausschließlich auf die strenge Wissenschaft; bei der Beurteilung von Kunstwerken lehnt er jeden kritischen Maßstab ab, der nicht technisches Können mißt; im übrigen gilt alles, was gefällt! Man gibt seinen Eindruck wieder — und fertig! Ein Gesetzbuch irgendwelcher Art erkennt solch ein Richter nicht an. — Diese Stellungnahme jedoch befriedigt beschauliche Gemüter nicht; an denen nagt der Wunsch, irgendwelche Ergebnisse ihres Sinnens zu finden; und vielleicht beruhigt sie der Dritte, der Eklettiker. Wenn man's in der Philosophie machte wie in der Politik? Man vermittele doch die Extremel! Man rühre sich aus Energetik und Mechanik, aus Fortschrittsglauben und materialistischer Geschichtsauffassung, aus Freiheitslehre und Determinismus, ein halbdeutliches Gemisch zusammen und taufe dieses Einerseits-Andersseits-Magout „endgültige Wahrheit!“ — Aber das sind allezeit die Matten, Lahmen, Schiefen, die den Geistesfrieden auf mittleren Linien herstellen wollen; klare und tiefe Denker verabscheuen halbe Lösungen.

Was bleibt übrig? Müller-Freienfels sagt es uns.

Die Gegensätze der Weltanschauung werden dauern, solange über die Welt gedacht wird; darin hat der Skeptiker recht. Aber es gibt nicht beliebig viele mögliche Weltanschauungen, sondern eine beschränkte Anzahl; jede von ihnen ist einem besondern Naturell auf den Leib geschnitten und wurzelt in den Tiefen der besondern Persönlichkeiten. Gelingt es nun, die Fülle der Persönlichkeiten unter bestimmte Typen zu ordnen, so ordnen sich damit automatisch auch die ersinnlichen Weltanschauungen. Sie zu mengen, hat keinen Wert; wohl aber behält es Wichtigkeit, eine jede von ihnen immer wieder neu auszulassen und in ihren Tiefen zu durchdenken. Denn für jede bleibt das Bedürfnis wach, solange es Vertreter des ihr entsprechenden Temperamentes gibt. Und da die Wissenschaft fortschreitet und jede Durchführung eines Systems also bald veraltet, muß jedes alle Menschenalter einmal aufs neue wohnlich gemacht werden. Leibniz hätte um 1850 nicht mehr vertreten können, was er um 1700 schrieb; da goß Locke den Leibnizianismus um und schuf so den für seine Zeit überaus bedeutsamen „Mikrokosmos“. Die leibnizische Auffassung von den Dingen lebt auch heute weiter; aber der „Mikrokosmos“ genügt nicht mehr ganz unseren Forderungen; es ist vielleicht Zeit, von der Warte unserer Tage her eine abermals veränderte Bedeute aufzunehmen. So will Spinoza gegenwärtig in junger Form auferstehen; Kant läßt sich als Platoniker betrachten, Hegel als Plotiniker; und so weiter. Nicht daß alle Persönlichkeiten zu einer Ansicht sich vereinigen, sondern daß für jeden Typ von Denkern eine festumrissene, reiflos klare, sauber modellierte Philosophie immer wieder geschaffen werde: das ist unser Verlangen. Die Gesamtheit der reinlichen Systeme gibt dann, sich ergänzend, die menschliche „Wahrheit“ — wie die farbigen Strahlen zusammen das Weiß geben, das auch kein Mittellicht zwischen Rot und Grün und Blau darstellt. So sollen auch die Künstler nicht ihr Eigenstes brechen lassen, um die Vorzüge von wer weiß wie vielen Schulen zu vereinigen; sondern jeder male, meißle, dichte in seiner besondern Manier; dann hängt neben Raffael Rembrandt, neben Bödlin Liebermann; und daß wir Fritz Reuter neben Friedrich Hebbel haben und Liliencron neben Eichendorff, macht uns reich. Nicht Versöhnung, sondern Überspannung der Gegensätze: das ist Müller-Freienfels' „Relativismus“.

* * *

Dieser Relativismus lehrt Toleranz und weist uns an, durch Genuß gegensätzlicher Wahrheiten und Schönheiten unsre Seele zu bereichern; zugleich aber läßt er uns ein tiefstes psychisches Geheimnis ahnen.

Jeder von uns hegt, sich selber unbewußt, vererbte oder amezogene Gewohnheiten auf Eindrücke zu reagieren; sie äußern sich in Bewegungen und Mienen, im Aemtholen und im Lachen, in der Art, wie wir unsre Kleider tragen und wie wir unsre Geräte anfassen, aber ebensogut im Schauen und im Lauschen, im Träumen und im Denken, im Konstruieren und im künstlerischen Gestalten. Es ist derselbe Wesenszug, der dem gebildeten Hellenen jene ruhige Haltung des Leibes zur Pflicht machte, wie wir sie in den Bildwerken der hohen Kunst gespiegelt finden, den schlichten Händedruck, den ernststen Mantelmurf, den stillen Blick — und der die Dichtung malerisch machte und so das „Lehrgedicht“ ermöglichte, das nichts wollte, als schimmernde Bilder aufrollen, ohne Ansprüche an Handlung oder Spannung zu stellen; abermals derselbe Zug, der die Architrave feierlich auf dorischen Säulen lasten läßt und der den Schauspielern starre Larven vors zukende Gesicht bindet; und wiederum derselbe, der das tiefste und vollste Sein in jenem gefrorenen Himmel platonischer Ideen sucht. Auf der anderen Seite gehört die flackernde Hast unserer Heinrich Mann und Max Stevogt mit unserer tausenden Vielgeschäftigkeit, mit unsren wechselnden Moden, mit unserm Gliedergezappel — und mit unsren Tangonächten zusammen. Wenn der Gott der Kunst eine gemessen sich drehende griechische Tänzerin — wie die Berliner Stele eine zeigt — mit einer heutigen Matie vergliche, oder die „statisch“ schlichte Frisur einer Tanagraerin mit dem „dynamischen“ Lockengewidel einer von unsren Welt Damen: er könnte die Kunst dieser Praxiteles und Polyklet ohne weiteres in die unsrer Koryphäen „übersetzen“ — wie denn der Gott der Philosophie Platons System in das des Giordano Bruno hätte verwandeln können, indem er dem Urheber die Seele eines Gotikers einsoß, oder in das Kants, indem er preußischen Drill und die nationale Gesinnung des achtzehnten Jahrhunderts an den Iffios verpflanzte. Die Gegensätze in der Linienführung eines Karikaturenzeichners wie Daumier und eines Verklärers lenzlicher Kinderlust wie Ludwig Richter entspringen in den gleichen Schichten der Persönlichkeit wie die zwischen dem Kegerrichter Dominicus und dem liebeatmenden heiligen Franz, der Sonne und Vögel mit dem gleichen Feuer poetisch grüßt, mit dem der deutsche Künstler seine Blümchen und Tierchen um sein unschuldiges Ringelreihengejauchze verteilt. — Daher wehen denn auch in bestimmten Zeitaltern bestimmte Winde durch alle Gebiete menschlicher Produktion. Den gotischen oder den Barockstil wird ein helles Ohr in jeder Hervorbringung ihrer Zeiten klingen hören, ganz einerlei, ob es sich um Verfassungs- oder um Palastbauten, um den Rhythmus im Wirtschaftsleben oder in der Musik, um philosophische Bilder von der Welt oder um gemalte eines kleinsten Weltausschnittes handelt.

Das Gemeinsame innerhalb eines Zeitstils, das wir alle empfinden, kann nur etwas ganz Elementares sein: denn in allem Zusammengesetzten sind ja die verschiedenen Produkte unsäglich verschieden, völlig unvergleichbar. Dem Allwissenden, Allerrechnenden würde dieses Einfachste und Entscheidende an der Bewegung irgend eines kleinen Fingers auf irgend einen Reiz hin kund; die Art, wie der Mensch sich in Bereitschaft setzt, in die Umwelt zu schreiten und zu greifen, auf ihre Griffe zu erwidern und seine Gefühle in Gesten umzusetzen: die entscheidet über seine Persönlichkeit — die macht seine Weltanschauung.

Ich habe keinen Bericht über das Buch von Müller-Freienfels gegeben; ich habe Gedanken frei ausgesprochen, die die Lektüre in mir angeregt hat. Wenn der Leser den Eindruck gewonnen hat, daß die Schrift auch in ihm Gedanken anregen wird, so schlage er sie auf und lasse sich von ihr fesseln; er wird reicher aufstehen, als er niedersaß.

